rin des Journals fungiert – war vielsagend: So habe man in Deutschland eine Diskussion über die vielen Aspekte moderner Reproduktionsmedizin anstoßen wollen, da dort die Gesetzgebung in diesem Bereich besonders restriktiv sei („Wirbel um Publikation zum Klonen von Menschen. Renommiertes Fachorgan unter Beschuss", in: *Neue Zürcher Zeitung*, 3.7.2007).

Fazit: Trotz des geäußerten Kritikpunktes, ist das Buch uneingeschränkt zu empfehlen. Es handelt sich um eine vorzügliche Studie zu der man Bettina Bock von Wülfingen gratulieren kann, um sich zugleich der bedrohlichen Realitätsnähe der von ihr beschriebenen ‚performativen Utopien' gewiss zu werden.

Anelis Kaiser

Zum Brückenschlag zwischen Neurologie und Feminismus

Elizabeth Wilson (2004) Psychosomatic: Feminism and the Neurological Body. Durham: Duke University Press (125 S., 23,50 Euro).

Elizabeth Wilsons zweites Buch *Psychosomatic. Feminism and the Neurological Body* ist eine Sammlung mehrerer zuvor in Zeitschriften wie *Australian Feminist Studies*, *Configurations* oder *Australian Psychologist* veröffentlichter Artikel. Es adressiert die Debatte um ‚Verkörperungen' und ‚Materialität'. Wilsons Hauptanliegen ist es, zu zeigen, wie biologische Theorien auf produktive Weise in und für feministische Theorien, insbesondere für feministische Körperkonzepte, angewandt und umgesetzt werden können.

An der Behauptung, Feminismus könne „deeply and happily complicit with biological explanations" (14) sein, wird der Versuch der Autorin, das Verhältnis zwischen sozialen und biologischen Aspekten des Körpers zu reorganisieren, klar. Dieser Absicht folgend, bemerkt Wilson, dass „the value of simple biological events" (3) nicht nur das Potential hat, biologische Erklärungsansätze mit Konzepten sozialer Körperkonstruktionen aus feministischen Theorien zu vereinbaren, sondern auch den Feminismus durch neue Denkweisen des biologischen Körpers zu bereichern. Wilson beginnt ihre Argumentation von einem für die Biologie eher defensiven Standpunkt aus: Anfangs betitelt sie biologische Erklärungen als „reduktionistisch" und verlangt ihre „Tolerierung", später jedoch schlägt sie auch vor, dass ihr sich zur Biologie bekennender Ansatz die feministische Forschung dahin führen könne, „to move post its dependency on social constructionism" (14).

Als Neuropsychologin fokussiert Wilson auf neurologische Erklärungsansätze und unterstreicht das Potential der Neurowissenschaften, das feministische Verständnis des Körpers zu erweitern. In diesem Sinne bezieht sie ihre Beweisführung auf verschiedene neurologische Themen, die sie kapitelweise behandelt. In der Einleitung vollzieht sie eine Reformulierung von Freuds psychoanalyti-

scher Interpretation der Hysterie, gefolgt von einer Analyse der Neurasthenie [starkes Ermüdungssyndrom nach geistiger Anstrengung] im ersten Kapitel. Im folgenden Kapitel stellt sie eine interessante Interpretation der Wichtigkeit der Gastroenterologie [Die Gastroenterologie befasst sich mit Erkrankungen des Magen-Darm-Trakts] für die feministische Forschung dar und in Kapitel 3 fokussiert sie auf die Struktur des Hypothalamus im Gehirn. Bevor sie abschließend zeigt, wie die Evolution eine zentrale Rolle im Nervensystem spielt (Kapitel 5), greift Wilson die Bedeutung der Emotionen auf (Kapitel 4).

Ein zentraler Aspekt der Arbeit Wilsons ist, ein Bündnis zwischen psychischen Effekten und dem Nervensystem herzustellen. Um ein Beispiel zu machen, „not only depression is neurological", merkt sie an, „neurology is also depressive" (29). Dieser Idee folgend kann Materie auch depressiv werden – eine animistische Haltung, in der eine geschwächte und depressive neurologische Basis als mögliche Ursache einer melancholischen Natur von Materie und Körper im Allgemeinen betrachtet wird. Diese interessante Perspektive schimmert immer wieder im Verlaufe des Buches durch.

Weiter führt Wilson fort, das periphere Nervensystem müsse bei Überlegungen zum nervlich-psychischen Körper stärker in Betracht gezogen werden. Sie kritisiert Feministinnen, welche Hysterie als primär ideell betrachten. „How can a neurosis not be acquainted with the nervous system [itself]?" (7) und wie kann der neurophysiologische Körper als „soma non grata to a sophisticated feminist account of hysteria"? (8) erklärt werden, lauten zwei ihrer in der Einleitung gestellten Fragen. Wilsons Verständnis einer körperlichen Biologie als „muscular capacities of the body, the function of the internal organs, the biophysics of cellular metabolism, the microphysiology of circulation, respiration, digestion, and excertion" (8) sollten verstärkt in feministische Körpertheorien einbezogen werden. An dieser Stelle zieht die Autorin das Beispiel des Falles von Fräulein Elisabeths konvertierter Neurose heran, um den Blick auf die Biologie der Hysterie zu lenken. Wilson argumentiert, ausgehend von Freud, dass Fräulein Elisabeths Muskelprobleme, und damit verbunden ihr peripheres Nervensystem, nicht von ihrer Krankheit und dem Tod des Vaters getrennt werden können. Dieser Erklärungsansatz betont die Bedeutung des neurologischen Körpers und Freuds Berücksichtigung rein somatischer Fakten.

Im ersten Kapitel geht Wilson auf den neurologischen Determinismus ein, in dem sie Peter Kramers Bestseller *Listening to Prozac* mit Freuds psychoanalytischer Theorie von Neurasthenie vergleicht. Insbesondere interessiert sie sich für die Interpretation der Depression als die eines geschwächten psychischen Zustands. In Freuds Verständnis der neurasthenischen Melancholie führt eine exzessive Masturbation zu einer verminderten somatischen Erregtheit, was mit einer libidinösen Entkräftung verbunden ist, welche schließlich psychisch als Melancholie empfunden wird. Freud geht davon aus, dass die Neuronen von der Psyche ‚gezwungen' werden, ihre Erregtheit aufzugeben. Daraus würde folgen, so Wilson, dass Soma und Psyche wechselseitig miteinander verbunden sind,

die Kontrolle also nicht einseitig der Biologie unterliegt. Dieses Spannungsverhältnis von Soma und Psyche ist in Wilsons Augen nicht deterministisch. Was Kramers Neurologie der Depression anbelangt, postuliert Wilson auch hier eine nicht-deterministische Interpretation. Die Autorin beendet dieses Kapitel damit, dass viele solcher neurologischen Konzepte, die sich durchaus auf Geschichte und Kultur ‚erweiternd' auswirken können, unberücksichtigt bleiben, während die „debts that neurology owes to history" meist ausgiebig artikuliert werden (28).

Im nächsten Kapitel befasst sich Wilson abermals mit dem Verhältnis zwischen Psyche und Nervensystem, indem sie auf die Beziehung zwischen enteralem [den Darm betreffend] Nervensystem und Gehirn eingeht. Sie beginnt ihre Argumentation mit der Aussage, es gäbe ein Nervensystem jenseits des Gehirns und jenseits des Zentralnervensystems, außerdem eine Zusammengehörigkeit von Psyche und Neurogastroenterologie [Nervensystem des Magen-Darm-Trakts]. Diese letzen beiden Aspekte sind keine Neuheiten an sich. Das enterale Nervensystem, hier auch als ‚Gehirn des Darms' bezeichnet, weist morphologische Ähnlichkeiten mit den Neuronen im Gehirn auf. Ferner sei das enterale Nervensystem nicht minder mit psychologischen Zuständen verbunden als das Zentralnervensystem, so Wilson, und die Neurologie des Darms erzeuge eine Psychologie des Darms. Der Darm habe sein eigenes neuropsychologisches Profil und antidepressive medikamentöse Behandlungen hätten einen antidepressiven Effekt auf den Darm selbst. Indem sie hier abermals auf ein psychoanalytisches Beispiel rekurriert, bekennt sich Wilson erneut zu Freud'schen Ansätzen.

Kapitel 3 enthüllt Neues über neurologische Strukturen, wie sie in der bekannten Studie von LeVay vorgestellt werden. LeVays Arbeit konnte beweisen, dass das INAH (eine Struktur im Hypothalamus) bei Menschen, die sich sexuell zu Frauen hingezogen fühlen, überwiegend größer ist; überwiegend kleiner falle es aus, wenn die Menschen sich zu Männern orientieren. Wilson bemüht sich, diese Daten in einer nützlicheren Art als bisher zu lesen. Für diesen Zweck führt sie den Begriff der „Retikulation" ein, mit dem sie die Beziehung zwischen dimorphischen Artikulationen (homo/hetero; groß/klein) auf der einen Seite und den Schaltkreisen neurologischer Strukturen und die Außergewöhnlichkeit von nicht zur Schnittmenge gehörenden Daten auf der anderen zu erklären sucht. Außerdem hebt Wilson die Existenz von Ausnahmen in Stichproben von biowissenschaftlichen Studien hervor. In ihren Augen liegt die Crux darin, zuzulassen, dass beide, sowohl statistisch signifikante dimorphische Patterns als auch manifeste Ausnahmen, welche diesen Patterns widersprechen, in ein und derselben Studie reibungslos koexistieren können sollen. Auf diese Weise würde die alleinige Dominanz von binären Erklärungen unterbrochen werden. LeVay, neu ausgelegt nach Wilson, zeigt nicht nur binär sexualisierte Nuklei beziehungsweise Volumina von Nuklei, sondern vielmehr ein ‚retikulierendes' Muster, als Folge der Beziehung zwischen weit verstreuten und dimorphischen Daten. Bezogen auf den Homo/Hetero-Dimorphismus, gäbe es in diesem Zusammenhang keine Verhinderungen von queeren Materialisierungen, sondern einen

einzigartigen Mechanismus sexueller Generativität, in der Heterogenität nicht einfach nur das Gegenteil von Dimorphismus ist. Obwohl Wilsons Auslegungen an dieser Stelle noch nicht fertig zu sein scheinen und obwohl sie nichts an der Tatsache von LeVays essentialistischen Interpretationen homosexueller Identität zu ändern vermag, so gilt dieses Kapitel als Versuch, auf einer neuromethodologischen Ebene einen binären Zwang zu durchbrechen. Eine Ebene, die man sonst tunlichst vermeidet, da sich hier ‚objektive' und ‚valide' Pfeiler naturwissenschaftlicher Forschung verbergen, denen man als feministische Naturwissenschaftskritikerin oft chancenlos ausgesetzt ist.

Ähnlich wie in Kapitel 1 und 2, kehrt Wilson in Kapitel 4 darauf zurück, zu zeigen, wie das Nervensystem mit psychosomatischen Reaktionen in Beziehung steht. Hauptsächlich legt sie dar, wie in Darwins Werk die Evolution nicht primär ein biologischer Prozess ist; Evolution sei radikal heterogen, biologisch zwar auf der einen Seite, aber auch psychologisch, kulturell und sogar geologisch, ozeanisch und meteorologisch. Die Autorin zeigt dieses Mal am Beispiel des Reflexsystems der Frösche, wie erworbenes Verhalten und Gewohnheiten zu angeborenen Eigenschaften oder zu Reflexen werden. Von hier aus macht sie einen Sprung zu den Emotionen. Emotionen, führt sie weiterhin aus, seien phylogenetisch mit Biologie verbunden. Und wieder, so Wilson, könne man die emotionale physiologische Reaktion nicht getrennt von Gedanken und Verhalten anderer betrachten. Mitgefühl und Erröten etwa drücken ein komplexes psychophysisches Geschehen aus und zeigen, wie das Nervensystem in engem Verhältnis zu anderen Organen, anderen Körpern und anderen Systemen steht. Die Autorin schließt mit der Äußerung ab, Emotionen und Neurophysiologie sollten in Allianz mit Darwins Konzepten treten, um so für eine kritische Neurologie anwendbar zu werden.

Im letzten Kapitel kommt Wilson auf die Frage der Evolution zurück. Sie bezieht sich auf Oliver Sacks Erklärungen zur Evolution als „traverse branching systems", wonach eine körperliche Form nicht nur durch Vergangenes beeinflusst wird, sondern auch von biologischen Interaktionen zwischen Gattungen der Gegenwart miterzeugt wird. So betrachtet, könnte Sacks Theorie auf fruchtbare Weise von Feministinnen genutzt werden. Denn nicht zu vergessen ist Wilsons Hauptanliegen, biologische Theorien, in diesem Kapitel die Theorie der Evolution, so zu verwenden, dass sie Verkörperungskonzepten dienen, die sowohl für Neurologinnen als auch für Feministinnen in einem nicht-deterministischen Sinn nutzbar gemacht werden können. Wilson schließt dieses Kapitel ab mit der Bemerkung, frühere feministische Primatologinnen hätten die Evolutionstheorie auf effiziente Weise für politische und theoretische Zwecke verwendet. Heute könnte die feministische Theorie durch die Integration von konzeptuellen Ansätzen aus der Evolutionstheorie ergänzt werden. Ob sie damit für die Wahrnehmung ihres eigenen Ansatzes plädiert?

Zusammenfassend gelingt es Wilson durchaus mehrfach, Neurologie und Feminismus durch die Betonung von je für die andere Seite nützlichem Poten-

tial, gegenseitig einen Schritt anzunähern. Allein dieses Ziel sollte ihr hoch angerechnet werden. Es ist ein hehres Unterfangen, da ihre Herangehensweise weder bei der Kritik anfängt noch endet, sondern durchaus versucht, den Spalt zwischen Natur- und Geisteswissenschaften zu füllen. Ein großer Gewinn wäre es sicherlich, wenn der Fokus der ersten Kapitel weniger auf einer Verbindung mit der Psychoanalyse liegen würde, als vielmehr, wie leider in nur wenigen Teilen des Buches, auf einer Verlinkung mit methodischen Aspekten der neurowissenschaftlichen Forschung.

Eva Voß

Weltpolitik aus Frauensicht

Sabine von Schorlemer (2007) Hg. Die Vereinten Nationen und neuere Entwicklungen der Frauenrechte. Frankfurt/M.: Peter Lang Verlag (669 S., 89,00 Euro).

Während die meisten deutschen Werke zu den Vereinten Nationen kaum oder nur randständig Frauen- und Geschlechterfragen thematisieren, liegt mit diesem Buch ein umfangreiches Kompendium vor, das neben grundsätzlichen Betrachtungen zum Stand der Geschlechtergerechtigkeit vor allem neuere Entwicklungen auf diesem Wege einbezieht. Grundlage für das Werk sind die Ergebnisse eines auf zwei Jahre (2005-2007) am Lehrstuhl für Völkerrecht, Recht der Europäischen Union und Internationale Beziehungen der TU Dresden angesiedelten Forschungsprojektes. Unter der Leitung von Frau Prof. Dr. Dr. Sabine von Schorlemer haben wissenschaftliche MitarbeiterInnen und DoktorandInnen des Lehrstuhls verschiedene Arbeitsfelder der Vereinten Nationen untersucht, in denen Frauenrechte und Gender-Themen eine Rolle spielen. In dieser Hinsicht wurden sowohl völkerrechtliche als auch institutionelle Aspekte untersucht.

So geht der Artikel von Jan Conrady („Entwicklung und Bedeutung des Konzepts Gender Mainstreaming in den Vereinten Nationen“) der Frage nach, inwieweit das seit der Vierten Weltfrauenkonferenz für die Vereinten Nationen verbindliche Konzept des Gender Mainstreaming für die Organisation relevant ist, welche Rolle es in den Haupt- und Nebenorganen spielt und wie es um die Akzeptanz der Strategie bestellt ist. Sein kritisches Fazit lässt sich in zwei Hauptargumente aufgliedern: Zum einen ist es schlecht um die Evaluierung und damit auch die Fruchtbarmachung der Ergebnisse aus über zehn Jahren Gender Mainstreaming bestellt. Daraus ergibt sich die Konsequenz, dass viele UN-MitarbeiterInnen das Konzept für nicht mehr aktuell bzw. notwendig erachten und es so von der Prioritätenliste gestrichen wird. Ein zweiter kritischer Punkt richtet sich auf die Tatsache, dass eine Gender-Perspektive kaum Eingang in die Arbeit gefunden hat und stattdessen synonym mit Frauenthemen gesetzt wird, was dessen kritisches Potential einschränkt.